

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1914

285 (14.10.1914) Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

(Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.)

Der Meier.

Die Kunde kommt vom Hauptquartier
In erz'nen Worten, klar und flug —
Der Meier sitzt zu Haus beim Bier
Und findet: „Lange nicht genug!“

Millionen tragen deutsch Panier
Durch Müß' und Blut im Siegeszug —
Der Meier sitzt zu Haus beim Bier
Und sagt: „Es geht nicht schnell genug!“

Der Lüfte fühner Pionier
Streut Tod aus wolkenhohem Flug —
Der Meier sitzt zu Haus beim Bier
Und meint: „Sie fliegen nicht genug!“

Verderben schießt ein winzig Tier
In eines Leviathan Bug —
Der Meier sitzt zu Haus beim Bier
Und spricht: „Geschleht nicht oft genug!“

Mit Heldenleibern säen wir ...
Wenn einft der Friede Früchte trug,
Der Meier sitzt zu Haus beim Bier
Und schimpft: „Wir kriegen nicht genug!“

O, nehmt ihn selber, glaubet mir!
Und kleidet rasch ihn feldgrau ein —
Und Meier wird auch ohne Bier,
Mit allem wohl zufrieden sein.

Max Bernlein (München)
(im „Berl. Tagbl.“)

Die Fahrt zur Pflicht.

Von Rudolf Wischael.

Eintönig grau schwamm der große Himmel über dem unruhigen Meer. Wie lange die beiden Schiffe auf dem Wasser waren, wie dieses eine Schiff, nur dieses eine.
Das wunderbare Altwort, den Kapitän. Seit zwei Tagen kein Segel, keinen Rauch. Wo doch sonst die Schiffe zahlreich vorüberzogen, wie Schmetterlinge fern, wie Spielzeuge klar und nah.
Er stand oben auf der Brücke zur Seite des Steuerhauses, der die Hebel der Steuerung in den Händen gepreßt hielt, und sah auf das Meeresblatt, das den Kurs des Schiffes in klarer Linie zeigte.
Die „Tuisca“ lag tief im Wasser und wühlte mit schmutzigen Stütten. Bis unter das Deck war der schwarze, argentinische Regen geschüttet. Der Wert der Ladung war noch auf keiner Reife des jungen Schiffes so hoch wie auf dieser. Das Gefühl der Verantwortung war in dem jungen Kapitän doppelt stark geworden, und er empfand einen tiefen Schmerz wie jeder, der im Kleinen zu herrschen bestimmt ist.
Stundenlang ging die Fahrt durch das eintönige Meer.
Nur bisweilen, ganz zaghaft, ließen Altwörterns Gedanken zurück. Er hatte seine Frau und den kleinen Knaben drüben zurückgelassen für die Dauer dieser Reise, bei einem Freunde; aus Lust an den fremden Dingen und Erlebnissen waren sie dort geblieben. Jetzt lag sein Herz voraus, in Gile, und denselben Weg zurück, und seine Arme umschlangen die beiden unglücklichen Gestalten.
Man lag er mit dem Ellbogen über der Reeling, und sein innerer Kopf ruhte in den offenen Händen. Aus jeder Welle sahen ihn die Augen seines kleineren, blonden Bräus.
Da rief der Matrose die Tür des Bordtelegraphen auf und war mit drei Sähen neben dem Kapitän.
„Herr Kapitän, — es ist Krieg!“ — mehr brachte er nicht heraus. In stummer zitternder Erwartung stand er da.
„Sagen Sie keinen Unsinn, Broderer. Wie kommt es darauf?“ antwortete der Kapitän. Er lachte kurz und fest zu bleiben, und doch war in ihm, ganz im Geheimen, eine stehende Stimmung, die er nicht vorlägen konnte. Aus Sehnsucht und Müdigkeit war sie geboren und nun zu allem Aufregenden gern geneigt.
Dann packte er den Telegraphen groß am Arm und zog ihn mit sich. Er wollte ihn ideoften, und noch war ihm in seinem Innern so, als finde er einen Akt von ihm gewichen. In der Luft hatte es gelegen, in der grauen, nebligen Luft.
Mit hastigen Schritten traten die beiden in den engen, niedrigen Raum, wo der Telegraph mit einem Hauch den Streifen vom Apparat rief und einen Kapitän die wenigen Worte mit heiserer, hastiger Stimme verlas.
„Nun ... 1. August ... der Kaiser ... hat die Mobilmachung befohlen ...“
Der Kapitän überlegte die paar Worte und begriff langsam den Sinn. Das war nicht zu fassen. In dem amerikanischen Hafen im blauen Sonnenlicht nichts als Ruhe. Woher sollte überhaupt der Krieg kommen? Seit Jahrzehnten nur Frieden!
Und nun dieser Warnungsruf, so kurz und hart und erbarungslos wie der Anprall des wütenden Meeres.
Da wurde der Kapitän von einem dumpfen Schmerz befallen, zu handeln. Sein Wille wurde, seinen klar und gerade. Die Pflicht trieb ihn un-

erfüllt, da standen die arbeitsmüden Matrosen in einer großen Gruppe an Deck und sangen in die schlafende Weite:

„Dir wolln wir treu ergeben sein,
Getreu bis in den Tod.
Dir wolln wir unser Leben weihn,
Der Plage schwarz-weiß-rot!“

In der tief-herzlichen Melodie dieses Liedes war Feuer und Kraft, gewaltig, daß die behäbigen Welen ihren Stamm schüttelten und voll Unmut rauschten.

Als es Nacht ward, stand der junge Kapitän allein an Deck und sah in das Dunkel, das ihm heute felsamer vorkam, als je. Es war ihm, als habe die Nacht ein anderes Gesicht, als sei sie plötzlich voll Fragen und Bangen.

Er wollte sich klar werden, was nun geschehen mußte, aber immer wieder ging sein Herz mit dem Gefühl der Pflicht durch und tief auf tranken Wegen.

In jener undurchschaubaren Ferne, in die er nun hineinfuhr, würden die feindlichen Kreuzer liegen, das Auge am Glas und die Hand an der Maschine. Lauernd. Wölfel! Also war es eine Fahrt in den Untergang — in den Tod.

Der Kapitän schüttelte heftig mit dem Kopf und ging ein paar Schritte weiter. Der Matrose, der die Bordwaage hatte, sah ihn prüfend an und tappte vorbei.

Eine Fahrt in den Untergang wird es sein? Nein, oder doch nicht! In die Gefangenschaft. Mit dem Schiff die ganze trostlose Zeit im feindlichen Hafen liegen und sich nicht rühren dürfen wie ein Kranter. Das war gleich fürchtbar, noch fürchtbarer.

Darum zurück! Ja, zurück, auf jeden Fall! In die Sicherheit. Wo Gattin und Sohn warteten, aufzufindbar. Sonst würde die Mutter mit dem Sohn draußen auf der sonnenbeglänzten Hafenmale stehen und in die Ferne zeigen und sagen: „Da ist dein Vater, da draußen. Aber ich weiß nicht, ob er noch lebt. Es ist ja Krieg.“
Ja, Krieg! Dies fürchtbare Wort wollte gelernt sein. Anders ging es nicht. So schnell konnte man seinen Sinn nicht ausbeuten.

Umkehren!
Und doch nicht. Er durfte nicht umwenden. Er mußte den Dampfer heimbringen. Ihm und seinem Willen waren Kabung und Reuechen anvertraut. Er war es seinem Keeder, seinem Hafen, seiner deutschen Heimat schuldig.

Er sah zwanzig Mütter stehen daheim am Strande und ihre Arme bettelnd nach den Söhnen strecken. Sollte das die eine, die eigene Gattin alles vermögen? Sollten zwanzig Frauen vor ihr erbleichen müßen?

Und wie ein Donnerwort kam es über das nächste Meer daher: Du mußt!

Dann ging er hin und wartete in halbem Schlaf das erliche Dämmern ab.

Am anderen Morgen verhärtete er die Poßen. Die Maschine zitterte und stampfte und war wie ein feuchendes, feuchendes Tier. Alle Kraft gab sie her, die in ihr war, alle dumpfe, schlafende Kraft.

So ging es in den Kanal. Blind und toll. Schattenhafte Nebel war rings umher.

Der Kapitän stand auf der Brücke des Schiffes, fast ungerührt entschlossen, vorwärts- und durchzukommen und Frau und Kind hinter sich zu lassen. Aber ihm schauerte vor der Fahrt. Nur nicht daran denken.

Und als wieder der Abend kam, schon das Schiff wie eine verumtote Bestie vor sich her. Alle Lichter waren abgeblendet. Das klare Augen und gute Gläser hatte, stand an Deck und spähte durch die Dämmerung.

Da gemähten der Kapitän und der Matrosen fast gleichzeitig an Bord weit in der Ferne zwei dunkle Leiber, schwarz und schlau.

Der Dampfer wälzte sich mit wütender Kraft durch das schwermüßige Wasser und wandte sich in leichtem Bogen nach Steuerbord.

Wie eine stumme Phalanx standen die Matrosen an Deck und bissen die Zähne aufeinander. Mensch und Schiff waren Eien.

Der Dampfer zitterte, als wolle er zerpringen. Die Maschine schlug mit Kellen. Vor dem Bug spritzte das Wasser, so als würde es ausgepöpselt, und in der Tiefe war ein Röhren wie von tausend Sterbenden.

So ging die Jagd stundenlang. Die beiden feindlichen Torpedoboote lagen noch unbeweglich in der Ferne.

Hoffnung.
Der Dampfer ließ — jäh — flug. — Es war, als müßte er jeden Augenblick in Millionen Klome zerrieben.

Da packte auch die beiden Boote in der Ferne plötzlich Leben, und sie jagten hinterdrein. Der Dampfer aber nahm der Reibel der Nacht auf wie das Tor der Scharten.

Wie ein Jahr vor diese Nacht. Stumm und kalt. Nur das erbärmliche Klagen der Maschine. Und immer noch standen die Matrosen an Bord wie Säulen. Nur Wille und Kraft.

Blötzlich sah man durch den Nebel einen Scheinwerfer blinken wie ein träbes, glühendes Auge. Dann erlöschte es wieder. Es war nichts.

Der Dampfer jagte und war nur Bewegung und Kraft. Jedes Teilchen feberte.

Da — als das erste Grauen des Morgens über das Meer zog, sah die Reibel sich ins Unendliche verloren, da sah man die deutsche Küste, eine zaghafte Linie.

Nach einigen weiteren Stunden grüßte man einen deutschen Kreuzer.

Die Maschine lag wieder auf einfacher Kraft. Aber die Nerven wollten sich noch nicht wieder an diese Ruhe gewöhnen. Erst als der Dampfer vor Guxhaven lag, still und laut, da überfiel alle eine Beläunung und eine Müdigkeit unendlich tief.

Vor Kapitän Altwörterns schwere Augen trat noch wie das Aufflammen eines Feuers das Bild einer jungen blonden Frau und eines kleinen heiteren Knaben. Dann löschte er ein.

Eine Woche später trug der Kapitän das blaue Zeug der Kriegsmarine. Er fragte keinen Augenblick darnach, ob er das alles hätte vermeiden können, daß er nun in Ruhe und Stille die Gegenwart seines Knaben und seiner Frau genießen könnte. Er war stumm und hart.

Er wollte versuchen, das seiner Frau in ein paar Zeilen klarzumachen, aber es ging nicht mehr. Bei einem Kampfe im nächtlichen Nebel mit feindlichen Kreuzern sank das Schiff und nahm den Kapitän mit sich hinunter in die ruhige Tiefe.

„Nix als Schützengrüb'n!“

Wir lesen in der „Köln. Zeitung“:
Als ich in München ankam, ging ich natürlich auch ins Hofbräuhaus. HB steht am Eingang und steht auf allen Tausenden von Maßkrügen, die im Frieden wie im Krieg geschwungen werden. HB ist das HQ (Haupt-Quartier), ins Bayernische und Friedliche überföh. HB ist der volkstümliche Widerschein des HQ. Alles was das HQ sagt und nicht sagt, wird im HB besprochen.

„Ham Sie's schon g'hört, Herr Nachbar, was der Herr von Stein, unser Aufen“ (der Maßkrug aus Stein wird hier nachdrücklich auf den Tisch gesetzt), „wieder deligrophiert hat?“

Wird bewundert: „Ich sag's ja. Säz' san dös in dene Deligramm vom Herrn von Stein — loa oanzigs Komma is drin, lauter Punkt!“

Der kritisiert: „Biff'n S', allen Respekt vor unserer Daktel, aber bei Reims häit'n sie's doch besser a so mach'n soll'n.“ Und dann wird dieses „So“ mittels Maßkrügen, Tellern und Reischschwängen auf den Tisch konstruiert.

Aus dieser gemüthlichen Redefolgeit ragen schweigsamere Anseln: leicht verumtete Soldaten, die jetzt ausgehen dürfen, und die der erste Gang ins angestammte Hofbräuhaus geführt hat. Da und dort sind diese Anseln von Ausragern umbrandelt. Ich habe einer solchen „Ausragerei“ zugehört. Es war sehr merkwürdig. Immerzu haben die Ausragern geredet, und geredet, und der Mann mit dem Arm in der Binde hat zugehört und zugehört.

Später, als sich die Ausragern verlaufen hatten, bin ich bei diesem Mann mit der Binde allein geblieben. Ob ich ihn auch ausfragen sollte. Aber ich besann mich, wartete bis sein Maßkrug leer war, stand auf, holte ihm auf meine Kosten eine zweite Maß und schob's ihm lächelnd zu. Es war das rechte — er taute auf. Ohne Einleitung taute er auf. Mit einem „und“ an der Spitze taute er auf, als setze er einen stummen Gedankengang nur zwischenhinein einmal auch laut fort:

„Und biff'n S', Herr Nachbar, das damischste war'n doch die Schützengrüb'n.“

„Ja, ja“, sage ich ermunternd, „diese Schützengrüb'n!“

„Also dös sollt ma gar net glaub'n, Herr Nachbar, was mir ham Schützengrüb'n mach'n müß'n! Zwischen Deutsch-Afrika (Morocour) und Unawill (Almeville) lauter Schützengrüb'n, nix als Schützengrüb'n! Verst war's ja ganz ittreaant — wiff'n S', so a fauberer Schützengrüb'n is aa was Schön's. Wonders de unfrigen. Biff'n S', nach der Vorschrift häit'n mir's eigentl' schief mach'n müß'n mit einem schmalen Fußweg in untern Teil, damit man sich draufsetzen und ausruhen soll. Dös is die Vorschrift, Herr. Aber mir han d' Gröb'n alle grad g'macht, schnurgrad, und ohne des damische Weeger zum Ausruhn. Denn, seh'n S', zum Ausruhn war loa Zeit, absolut loa Zeit. Alameil arbel'n hamma müß'n an die Schützengrüb'n, nix als Schützengrüb'n.“

„Er stadtie mißmutig.“

„Ja ja, die Schützengrüb'n!“ sagte ich wieder ermunternd.

„Und weim's g'macht g'wes'n war'n, die Schützengrüb'n — übrigns wunderbare Schützengrüb'n, Herr Nachbar — nacha wor'n! Für die Raß, nur für die Raß. Denn schau'n S', die Franzosen, die Malefizfranzosen, san net hergang'n. Alameil g'wart' hamma, immer g'wart', aber net fan's femma, die Malefiz. Also fan mir halt wieder 'rousgang'n aus die Schützengrüb'n und ham wieder einen Marsch vorwärts g'macht, und gleich hats wieder g'heiß'n! „Neue Schützengrüb'n mach'n!“ Also hamma wieder einen neuen Schützengrüb'n g'macht. Aber wieder net fan's femma, die Franzosen. Also, was soll ma da mach'n? Rousgang'n hamma wieder müß'n. Wieder fan mir weiter vor in der Nacht, und den dritten Schützengrüb'n hamma mach'n müß'n am Tag. Und so is's allaweil weitergang'n, Herr. Biff'n S', was ich zu meine 'Rameard' g'gagt hab? San seh mir eigentl' Soldaten, hab' ich g'gagt, oder fan mir Kapselmacher bei der Kanalfaktion?“ (Anmerkung: In Bayern haben die einwandernden italienischen Erdbauer den Spitznamen Kapselmacher.) Er schwieg erzürnt.

„Und sonst haben Sie nichts erlebt?“

„Ja, was Lustig's hamma aa g'habt. Nämlich, wenn mir oft bis zum halben Leib im Grabenwasser g'stand'n fan unter Tags, und wenn mir durch und durch nach war'n, dann hamma am Abend im Bimol alle unsere Uniformen ausg'g'n und ham's am Feuer 'trocknet, und demweil es nacha die ganze Kompanie in die Hemada (Hemden) umananda g'lauf'n. Al Sie, Herr, dös hat konisch ausg'saut, grad lach'n hamma müß'n.“ Und der Erzähler lachte bei der Erinnerung nicht minder herzlich.

„Die Schützengrüb'n und die Kompanie im Hemd war also alles, was Sie im Feldzug erlebt haben?“ frage ich und schaue fest auf den dicht umwickelten Arm.

„Ja, dös war d' Hauptlach.“

„Im, und Ihre Verwundung da?“

„Ja, die zwoa Schütz' in meim' Arm. Ja me! Herr Nachbar, moanen Sie denn, mir ham uns dös g'fall'n lass'n von dene Malefizfranzosen, daß sie uns allaweil ham Schützengrüb'n mach'n lass'n, die wo sie net erstürmt han, nix als Schützengrüb'n für die Raß.“

„Aha.“

„Nao, me! Ihaber Herr, als 's uns endlich g' dumm word'n is, die fode Graberei, nacha hamma's doch amal derwisch beim Schlawitz!“

„Aha.“

„Ich hab net schlecht einpfeiffert, Herr, und zu jedem Treffer hab i mir allaweil denkt: So, ds Malefiz, dös is für den ersten Schützengrüb'n — so, und dös is für den zwaa'n und dös für den dritt'n Schützengrüb'n, den mir für nix und wieder nix ham mach'n müß'n.“

„Und dann sind Sie auch verwundet worden?“

„Ja, a bifsel, was fan i aa abkriagt, wahr'scheinl', weil d' Franzosen aa amal ein' Schützengrüb'n ham mach'n müß'n, Herr.“

Eisenbahnstückchen.

Der Kriegsberichterstatter der „Frankf. Zeitg.“ schreibt unterm 10. Oktober:

Przemysl war schon nahezu vollkommen eingekesselt, als noch dringender Bedarf an Benzin herrschte, da der Betrieb zahlreicher Scheinwerfermotoren, Autolampen, Aeroplane und Personenautomobile für längere Zeit noch nicht sichergestellt war. Ziemlich weit außerhalb der Festung war der Benzinlastzug in einer von den Benannten bereits verlassen Station stehen geblieben. (Ueberhaupt war die ganze Bahnstrecke bereits völlig außer Betrieb.) Ein schneidiger Offizier, Leutnant Cernuat, fuhr hinaus und

brachte den wertvollen Zug glücklich noch in die Festung, wo er mit ungeheurem Jubel begrüßt wurde. Den letzten Teil der Strecke hatte er im Eilzugtempo durchgemessen, um einer Beschießung zu entgehen.

Ein zweites schönes Eisenbahnstückchen: Oberleutnant Schöber improvisierte mit Hilfe von Eisenbahnstienen und alten Panzerplatten nebst starken Ketten einen Panzerzug, den er mit mehreren Maschinengewehren und 70 Infanteristen ausrüstete. Als es sich nun um den notwendigen und sehr wichtigen Abschluß von Munition und zahlreichen Verwundeten aus einer Position, die von starken russischen Kräften bereits arg bedroht war, handelte, erbot sich Leutnant Cernuat, an Stelle der verwundeten Offiziere des Zugs das Kommando zu übernehmen. Da die Russen gerade aus der Richtung der Bahnlinie heranrückten, konnte Leutnant Cernuat, der noch von dem verwundeten Oberleutnant Schöber und dem freiwilligen Automobilisten Oskar Schumacher kräftig unterstützt wurde, hoffen, sie so lange aufzuhalten, bis die Kranken- und Munitionszüge in Sicherheit gebracht waren. Der Panzerzug fuhr also etwa 10 Kilometer weit aus der Station dem Feinde entgegen und beschoß die russische Vorhut derart, daß sie sich regelrecht zum Gefecht entwickeln mußte, womit bereits Zeit gewonnen war. Die Russen mußten aber auch ihre Haupttruppe mit der Artillerie in das heftige Gefecht unersättlich eingreifen lassen, da die Vorhut keinen Erfolg hatte. Schließlich feuerte die russische Artillerie mit Granaten auf den Zug, so daß sich dieser zurückziehen mußte, da die Lokomotive in höchster Gefahr war, unbrauchbar zu werden. Die Rückfahrt wurde aber nur ein kurzes Stück bis hinter eine dackende Kugelfalle unternommen; die nachrückenden Russen wurden neuerdings mit heftigem Maschinengewehrfeuer überschüttet und erlitten sehr große Verluste, so daß sie neuerdings zum Stehen gebracht wurden. Nun konnte der Panzerzug in die Station zurückkehren, weil die Verladung und die Abfahrt der zu rettenden Züge bereits sicher erfolgt war. Da erab sich für diesen Zug noch eine dritte Gefechtsphase: In der Station angelangt, bemerkte Oberleutnant Cernuat, daß einer unserer Flieger, der beim Bahnhof wegen Benzinmangels niedergegangen war, um dort seinen Vorrat zu ergänzen, in höchste Gefahr geriet, von Kugeln gefangen zu werden. Nun trat der brave Zug zum dritten Male in Aktion und vertrieb die Russen, so daß der Flieger in Ruhe seinen Brennstoffbehälter füllen und wieder aufsteigen konnte.

Allerlei.

Eine Kojaken-Anekdotte. Die Wiener „Militärische Rundschau“ erzählt folgendes Geschichtchen vom östlichen Kriegsschauplatz: Es wurde zum Bojontenangriff befohlen, und unsere brave Soldaten führten sich auf den Feind ... Auf dem alten Blöke blieb nichts weiter zurück als die Verwundeten, die Sanitätskolonnen und ein junger Reiter Oberarzt. Die kämpfende Truppe war bereits sehr weit nach vorn verschunden. Tiefe Ruhe lagerte über der Gegend. Blötzlich irrtelsten auf der nahen Landstraße dicke Staubwolken auf. Großes Gepolter. Herdegetrammel. Aus der Planie rasi plötzlich ein wilder Kojakentrupp direkt auf den Oberarzt und dessen Leute los. Knapp vor dem verbindenden Art bleiben die Kojaken stehen, die Pferde scharren mit den Füßen, und die wilden Reiter blicken mit funkelnden Augen auf den Doktor und dessen Leute. Der Kojakenoffizier schreit in schlechtem Deutsch auf den Doktor ein: „Wer sind Sie?“ Der Arzt zeigt auf das rote Kreuz auf seinem linken Arm und antwortet ohne jeden Schreck: „Ich bin Arzt und stehe unter dem Schutze der Genfer Konvention.“ Der Kojakenoffizier herrscht ihn wild an: „Das ist mir alles eins! Das ist mir vollkommen gleich! Von mir aus können Sie Arzt sein und unter was immer für einem konventionellen Schutz stehen, ich sehe in Ihnen ein Mitglied der kaiserlichen Armee, hier ist die Ausrede umsonst. Ob Sie Arzt sind oder nicht, ich ergebe mich!“ Der Doktor steht und starrt den Russen an. Der fremde Offizier schreit aber weiter, und seinen Säbel ziehend, brüllt er: „Wenn Sie mich nicht sofort entwaffnen und uns nicht wegransportieren, so spalte ich Ihnen den Schädel!“ Vorwärts! Eins, zwei!“ Gegen diese wilden Kerle war nichts zu machen, der Doktor gab der Gewalt nach und führte die fürchterliche Kojakentruppe ins Lager zurück.

Englische Spionensurdt. Die Spionensurdt treibt in London derartige Blüten, daß selbst die englischen Zeitungen darüber zu spotten beginnen. Der „Evening Standard“ veröffentlicht folgenden Dialog: „Was machen Sie hier? Sie wollen doch sicherlich spionieren!“ fragt ein Schuttmann ein verdächtiges Individuum. „Nein, ich wollte nur einbrechen!“ — „Dann entschuldigen Sie bitte!“

Die Feldzigarre. Daß unsere Tapferen den Humor nicht verlieren, beweist eine von Landwehrmännern in den Vogesen verfaßte gemeinsame Zugschrift, in der sie dem Spender einer Sendung echter Havana-Zigarren auf echt frankfurterisch Ausdruck geben. Die Zugschrift lautet nach der „Kleinen Presse“:

Landwehrmann 1. Sendung erhalten. Bitte um Aufgabe der Bezugsquelle, damit solche nach unserer Rückkehr vermeiden können.

2. Bot Ihre Zigarren gefangenen Franzosen an, sie verweigerten die Annahme der Barbaren-Zigarren.

3. Soeben rauchte ich eine Deiner Liebes-Zigarren. Du hättest ruhig 2-3 mehr anlegen dürfen, Dir hätte es nichts geschadet, uns aber gefreut.

4. Auch ich habe Ihre Zigarren probiert, ich bin gar nicht so anprüdelsvoll.

5. Senden Sie nächstens bessere Zigarren, keinesfalls schlechtere, als Sie selbst rauchen.

6. Als wir ankamen, Ihr Gelbkrant zu rauchen, da begann der Feind zu laufen (wir liefen erst später im Quartier), mehrere Uenjäger stelen von den Bäumen herunter, an denen sie festgebunden waren. Sie sind für das Eiserne Kreuz vorgelagert.

7. Wer schnell gibt, gibt doppelt. Wer aber schnell doppelt gibt, der ist unser Freund.

8. Nachschrift. Ihre Zigarren waren ausgezeichnet, wir bitten um rasche Zufundung einer neuen Auflage. Wünschen Sie, wenn möglich, die für diese Woche eingetretene Portoermäßigung. Die lustigen Frankfurter.

Stimmen aus dem Publikum.

(Für Veröffentlichungen unter dieser Rubrik übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.)

„Schwesternot“.

Der Nationale Frauendienst in Frankfurt a. M. hatte sich dagegen geäußert, daß man in jetziger Zeit Berufsschwestern ohne Verdienst lasse und „autonome Dilettanten“ als Pflegepersonal einstelle. Die Kriegsfürsorge wendet sich gegen diese Auslassungen und schreibt u. a.: Der Wunsch des Nationalen Frauendienstes, daß mehr bezahltes Pflegepersonal angestellt wird, ist zu begründen, soweit die privaten Vereinslazarette Frankfurts in Betracht kommen. In den anderen Lazaretten dürfte er schon erfüllt sein. Daß in den Lazaretten unbefohlene freiwillige Hilfskräfte zur Unterstützung der Schwestern beschäftigt werden, ist erfreulich. Die Schwestern werden dadurch in ihrer anstrengenden Arbeit etwas entlastet. Hätte man diese Hilfskräfte nicht, so müßte eine weitaus größere Zahl von Schwestern angestellt werden und man müßte diesen Arbeiten zumuten, die man im Krankendienst sonst durch untergeordnetes Personal verrichten läßt.

Der Nationale Frauendienst eignet wiederum und bringt u. a. folgendes vor:

Die Kriegsfürsorge bestätigt durch ihre Auseinandersetzungen ausdrücklich das, was wir behauptet haben, nämlich, daß zahlreiche berufsmäßige Krankenpflegerinnen durch freiwillige Hilfskräfte ersetzt werden. Daß sie durch sie verdrängt werden, ergeben die von uns mitgeteilten Zahlen, die von der Kriegsfürsorge nicht angezweifelt worden sind, auch nicht angezweifelt werden können, da sie ihr bekannt sein müssen. Es ist ja richtig, daß der Ruf der Kriegsfürsorge sich an die unentgeltlichen Hilfskräfte wende, denn als er ertönt, konnte man noch nicht wissen, inwieweit die berufsmäßigen Pflegerinnen ausreichen würden. Daß aber davon genügend vorhanden waren, mußte die Sichtung des bei der Kriegsfürsorge eingelaufenen Materials ergeben und hat es auch ergeben. Wir sehen auf dem Standpunkt und haben das auch in unserem ersten Artikel sehr deutlich zum Ausdruck gebracht, daß, solange es ausgebildete Krankenpflegerinnen zur Pflege unserer Verwundeten noch gibt, die freiwilligen Hilfskräfte zurücktreten müssen, bis keine einzige ausgebildete Schwester mehr vorhanden ist.

Im Gegensatz zu der Kriegsfürsorge halten wir es für durchaus unerfrenlich, daß unbefohlene freiwillige Hilfskräfte zur Unterstützung der Schwestern beschäftigt werden. Daß eine Entlastung der Schwestern von der Kriegsfürsorge als notwendig bezeichnet wird, beweist nur, daß zu wenig Schwestern eingestellt sind. Mangelte es aber an Kräften, die Putzfrauenarbeit zu verrichten haben, nun, so gibt es im häuslichen Arbeitsnachweis genügend Frauen, die arbeits- und brotlos sind, und die mit großer Freude derartige Posten annehmen würden. Auch hier würden die freiwilligen Putz- und Scheuerkräfte sozialer handeln, wenn sie zu Gunsten solcher Frauen zurücktreten würden.

Und noch einmal! In Friedenszeiten sorgen die großen, angelegenen Krankenhäuser, mit Recht, nach Möglichkeit dafür, daß die ganz jungen Schwestern und Schülerinnen, soweit es der Betrieb eben zuläßt, nicht mit der Männerpflege beschäftigt werden, sondern daß man diese älteren, gereifteren Personen überträgt.

Also darin sind die Kriegsfürsorge und wir uns einig, daß es stellenweise Schwestern gibt, und daß freiwillige Helferinnen beschäftigt werden. Wir wünschen nichts weiter als Arbeit für diese Schwestern und wollen, wenn es keine brotlosen Schwestern mehr gibt, auch die freiwilligen Helferinnen mit Freude begrüßen.

In einer anderen Einwendung heißt es, entgegen allen Beschönigungsversuchen bestehe die Tatsache, daß in Frankfurt beinahe dreihundert Schwestern beschäftigungs- und zum Teil brotlos sind; manche müßten von den Bezirksstellen unterstützt werden.

Diesen Ausführungen lassen wir das Schlusswort der „Frankf. Ztg.“ folgen. Sie sagt: „Man

kann, soll und darf in dieser Not der Zeit die freiwillige Hilfsarbeit nicht entbehren. Die Helfer und Helferinnen, die sich in den Diensten des Vaterlandes stellen, verdienen Dank und Anerkennung. Das Angebot und der Gebrauch der Opferwilligkeit müssen sich aber unter Umständen in gewissen Grenzen halten. Das gilt insbesondere für die Kranken- und Verwundetenpflege. Unter keinen Umständen darf vorkommen, daß Berufsschwestern ohne Beschäftigung, ohne Verdienst und zum größten Teil nicht die gleiche Ausbildung und Erfahrung besitzen, mit den verantwortungsvollen Aufgaben betraut werden. Diese werden jetzt andauernd wachsen. Wir hoffen und erwarten, daß nunmehr in erster Reihe die berufsmäßigen Schwestern Berücksichtigung finden und daß freiwillige Krankenpflegerinnen zurücktreten, um Berufskolleginnen eine Ergänzungsmöglichkeit zu schaffen.“

Das ist so klar und deutlich, daß jeder Zusatz die Wirkung der Worte abschwächen würde.

Handel, Gewerbe und Verkehr.

(Nachdruck der mit einer Chiffre versehenen Artikel ist nur unter Quellenangabe gestattet.)

Das britische Textilgewerbe.

H. W. Das Darniederliegen des britischen Textilgewerbes ist so stark und allgemein, daß die Regierung nach besonderen Maßnahmen sucht, um die Arbeitslosigkeit anzuregen. Ist doch die Folge der jetzigen Stagnation in dem wichtigsten Erwerbszweig des britischen Volkes eine weitgehende Arbeitslosigkeit. Der Wert der jährlichen Erzeugung des britischen Textilgewerbes wird auf etwa 5 Milliarden Mark geschätzt; mehr als eine Million Arbeiter ist in diesem Gewerbe beschäftigt. Der Löwenanteil entfällt hiervon auf die Baumwollindustrie, die etwa die Hälfte aller Baumwollwaren im Welthandel liefert. Sie allein beschäftigt 800 000 Personen; die Zahl der rollenden Spindeln beläuft sich auf 50 Mill., die jährlich verarbeitete Rohbaumwollmenge auf mehr als 1 Mill. Tonnen. Mittelpunkt dieser gewaltigen Industrie war von Anfang an die Grafschaft Lancashire; hier liegt Manchester, der Vorort unter allen Industrieplätzen dieser Art, umgeben von einem Kranze riesiger Agglomerationen, wie Oldham, Bolton, Preston, Rochdale, Blackburn usw., die alle den gleichen Industriezweig pflegen. Daneben verdienen noch Glasgow, Belfast und Nottingham genannt zu werden. Oestlich von Lancashire, im Distrikt West Riding, hat die englische Wollindustrie ihren Sitz, die gleichfalls eine führende Stellung einnimmt (7 Mill. Spindeln und 300 000 Arbeiter). Die wichtigsten Plätze sind hier Leeds (Tuche), Huddersfield (Tuche), Bradford (halbwollene Stoffe), Halifax (Damaste und Flanelle), und weiter südlich Nottingham (Strumpfwaren und Spitzen) und Kidderminster (Teppiche), ferner in Schottland und Glasgow und die Nachbarstadt Paisley (namentlich Schals). An dritter Stelle wäre die Leinenindustrie zu nennen (1½ Mill. Spindeln und 120 000 Arbeiter), die namentlich in dem flachbauenden Irland Fuß gefaßt hat. Auf Belfast allein entfällt ein reichliches Drittel aller Spindeln; hier werden alle Leinenwaren, vom einfachsten Taschentuch bis zu den feinsten Batistwaren, hergestellt. Die gleiche Industrie findet sich in Leeds, Manchester und Dundee, während sich Glasgow und namentlich das bereits erwähnte Paisley in Schottland der Fabrikation von Nähfäden und Spitzen widmen. Auch die Juteindustrie ist in England, das ja seine Rohstoffe billig aus Indien beziehen kann, zu großer Bedeutung gelangt. Ihr Hauptsitz ist Dundee; größere Fabriken finden sich auch in Glasgow, Aberdeen, Manchester, Belfast und London. Schließlich sei noch die Seidenindustrie genannt, die zwar in England, im Vergleich zu einigen kontinentalen Staa-

ten, nur eine unwesentliche Rolle spielt, aber doch durch ihre billigen (gemischten) Waren namentlich der französischen Qualitätsindustrie einigen Abbruch tut. Sie wurde zuerst durch die Hugenotten nach London verpflanzt; heute findet sie sich auch in Manchester, Norwich, Macclesfield, ferner in Nottingham (Seidenstrümpfe) und Coventry (seidene Bänder). In engem Zusammenhange mit der Textilindustrie steht die Bekleidungsindustrie, die ebenfalls mehr als 1 Mill. Personen beschäftigt und sich, wie es in der Natur der Sache liegt, wesentlich in den größten Städten des Landes konzentriert (London); der Export von Kleidungsstücken ist sehr bedeutend (Wert: 150 Mill. Mark). Im Außenhandel spielt das Textilgewerbe ebenfalls eine ausschlaggebende Rolle. Die Einfuhr von Baumwolle stellte sich z. B. im Jahre 1913 dem Werte nach auf 70,57 Millionen Pfund Sterling, die von Wolle auf 37,79 Millionen. Der Wert der Einfuhr von Garn und Geweben aus Baumwolle betrug 12,25 Millionen, aus Wolle 10,49, aus Seide 15,12, aus anderen Spinnstoffen 9,13, von Kleidungsstücken 5,98 Millionen Pfund. Die Ausfuhr betrug dagegen dem Werte nach bei Garn und Geweben aus Baumwolle 127,21, aus Wolle 37,69, aus Seide 2,16, aus anderen Spinnstoffen 14,83, bei Kleidungsstücken 16,43 Millionen Pfund. In diesen Werten sind nur die in England selbst hergestellten Waren enthalten. Außerdem führt aber England auch noch Textilzeugnisse aus anderen Ländern, besonders aus Deutschland, wieder aus.

Geldmarkt.

— Kopenhagen, 13. Okt. Der Finanzminister hat dem Folkething eine Gesetzesvorlage vorgelegt über eine inländische Staatsanleihe zu 4 Prozent in Höhe von sechzig Millionen Kronen. Die Anleihe soll zu 92 Prozent abgeschlossen werden und ist rückzahlbar in vierzig Jahren. Zur Uebernahme der ganzen Anleihe ist ein Uebereinkommen zwischen verschiedenen inländischen Gesellschaften und Institutionen geschlossen worden.

Zürich, 13. Okt. Die Eidgenossenschaft beabsichtigt die Ausgabe einer neuen inneren schweizerischen Anleihe von 50 Millionen Francs. Der Zinsfuß soll wieder 5 Prozent betragen.

Industrien.

Mannheim, 13. Okt. Der Aufsichtsrat der H. Fuchs, Waggonfabrik A.-G., Heidelberg, beschloß in seiner gestrigen Bilanzsitzung über das Geschäftsjahr 1913/14 nach reichlich bemessenen Abschreibungen eine Dividende von 9 Prozent wie im Vorjahr für das erhöhte Kapital von 3 Millionen Mark der am 10. November stattfindenden Generalversammlung vorzuschlagen.

Wirtschaftsleben.

W.T.B. Bordeaux, 13. Okt. (Nicht amtlich.) Um dem wachsenden Mangel an Zucker in Frankreich zu steuern, hat die Handelskammer von Bayonne die Regierung aufgefordert, den Ausfuhrzoll für Zucker aus Spanien aufzuheben.

W.T.B. Bordeaux, 13. Okt. (Nicht amtlich.) Ribot hat im Ministerrat mitgeteilt, daß im Zeitraum vom 15. September bis 5. Oktober 217 752 100 Schatzscheine für die Landesverteilung ausgegeben worden seien. Während des Zeitraums vom 1. bis 15. Oktober wurden von den Staatskassen, Postämtern und Steuererhebern allein für 6 341 300 Schatzscheine ausgegeben. Die Nachfrage, besonders nach Schatzscheinen, die in einem Jahr oder in 6 Monaten zurückzahlbar seien, sei ständig im Wachsen begriffen.

Warenmarkt.

Mannheimer Produktenmarkt.

Mannheim, 12. Oktober. Die Notierungen sind in Reichsmark, gegen Barzahlung per 100 kg. bahnfrei Mannheim. Weizen, inländischer 27,50 bis 28,25 ausländischer — bis — Roggen 23,50 bis 24,65

Table with market prices for various goods like Gerste, Futtermittel, Hafer, etc. Columns include item name and price ranges.

Vom Wetter.

Wetterbericht des Zentralbureaus für Meteorologie und Hydrographie vom 13. Okt. 1914.

Die Luftdruckverteilung ist heute sehr ungleichmäßig. Das Gestern über Mecklenburg gelegene Tiefminimum ist, ohne sich bei uns geltend gemacht zu haben, nordostwärts bis zu den russischen Ostprovinzen weitergezogen. Das Hochdruckgebiet über dem hohen Norden besteht fort, ein weiteres hat sich über dem Südoften und über den Alpen ausgebildet. In Deutschland hat es vielfach aufgefarkt, im Süden sind Fröste aufgetreten. Im Nordwesten Europas scheint eine etwas tiefere Depression ersichnen zu sein; da aber das Druckbarometer nicht fällt, so wird sie wohl vorerst ihren Wirkungsfreis nicht binnemwärts ausbreiten. Wenig bewölftes Wetter mit weiteren Nachfrösten ist deshalb vorerst noch zu erwarten.

Wetterbericht der Deutschen Seewarte vom 14. Oktober 1914, 8 Uhr vormittags.

Table with weather forecasts for various locations. Columns include location, barometer, temperature, wind direction, and weather conditions.

Advertisement for Gustin disinfectant. Text: 'nimmt man zum Säubern... Gustin... von Suppen und Tunken... anstelle d. engl. Mondamin.'

Hausfrauen! Mehr denn je heißt es in heutiger Zeit, durch weises Wirtschaften die zur Verfügung stehenden Mittel so wenig wie möglich schwächen! — Gerade im Haushalt gibt es viele Dinge, bei denen gespart werden kann, ohne daß die Lebensführung darunter zu leiden braucht. So z. B. bildet eine stets wiederkehrende nicht unbedeutliche Ausgabe die Reinigung der Wäsche.

Die Kosten hierfür lassen sich wesentlich verringern,

wenn = das selbsttätige WASHMittel PERSIL =

und zwar allein ohne Zutat von Seife, Seifenpulver usw. gebraucht wird.

Ein einmaliges etwa ¼-½ stündiges Kochen genügt, um die schmutzigste Wäsche ohne Reiben und Bürsten vollkommen sauber zu machen; sie ist dann blütenweiß, wie auf dem Rasen gebleicht, und besitzt einen frischen, würzigen Geruch!

Besonders ist die Anwendung von Persil auch wichtig für Kranken- und Verwundetenwäsche sowie Verbandstoffe, die durch das Waschen gleichzeitig desinfiziert werden. All diese Vorzüge in Verbindung mit der großen Ersparnis an Zeit und Arbeit zeigen zur Genüge die Überlegenheit und

Billigkeit des PERSIL-Gebrauchs

gegenüber dem alten mühevollen und kostspieligen Waschverfahren. Deshalb sei die Losung für jede Hausfrau: Die nächste Wäsche allein mit Persil ohne jede Zutat! Infolge unserer großen Vorräte an allen Rohstoffen liefern wir Persil auch während des Krieges in gleicher Güte und zum gleich billigen Preise wie bisher.

HENKEL & Cie., DÜSSELDORF, alleinige Fabrikanten auch der bekannten HENKEL'S BLEICH-SODA.